

Kate Morton | Die fernen Stunden

Kate Morton
Die fernen Stunden

Roman

Aus dem Englischen von
Charlotte Breuer und Norbert Möllemann

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
The Distant Hours bei Allen & Unwin, Australia



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer, St. Pölten, Austria.

Copyright © Kate Morton 2010
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010
by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion | Heiko Arntz
Herstellung | Gabriele Kutscha
Satz | Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

978-3-453-29094-5

*Für Kim Wilkins, die mich ermutigt hat anzufangen;
und Davin Patterson, der bis zum letzten Punkt
an meiner Seite war.*

Schsch! Hörst du ihn?

Die Bäume hören ihn. Sie wissen als Erste, dass er kommt.

Horch! Im tiefen, dunklen Wald erzittern die Bäume, ihre Blätter rascheln wie Silberfolie, ein verstohlener Wind geistert und schlängelt sich glitzernd durch ihre Kronen und flüstert, dass es bald anfangen wird.

Die Bäume wissen es, denn sie sind alt und haben es schon vielfach erlebt.

Es ist Neumond.

Es ist Neumond, wenn der Modernmann kommt. Die Nacht hat sich weiche Lederhandschuhe übergezogen und ein schwarzes Laken über dem Land ausgebreitet, eine List, eine Verkleidung, ein Bann, damit alles in süßem Schlaf schlummert.

Undurchdringliches Dunkel. Doch auch die Dunkelheit hat ihre Nuancen, ihre Konturen. Schau: Der dichte Wald ist ein rauher Pelz, die Felder sind eine Flickendecke, das Wasser im Schlossgraben glänzt wie Sirup.

Und dennoch. Wenn du nicht ganz großes Pech hast, siehst du nicht, dass sich etwas bewegt hat, dort, wo sich nichts regen dürfte. Und du kannst dich glücklich schätzen, denn niemand, der gesehen hat, wie der Modernmann sich erhebt, lebt lange genug, um später davon zu berichten.

Da – siehst du? Der stille, schwarze Schlossgraben, der schlammige Schlossgraben liegt nicht mehr spiegelglatt da.

Eine Blase hat sich gebildet, wo er am breitesten ist, eine große Blase, ein leichtes Kräuseln rundherum, eine Ahnung ...

Aber du hast dich abgewendet! Und das war klug. Ein solcher Anblick ist nichts für deinesgleichen. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit lieber dem Schloss zu, denn auch dort regt sich etwas.

Hoch oben im Turm.

Schau hin, und du wirst es sehen.

Ein kleines Mädchen schlägt seine Decke zurück.

Man hat es Stunden zuvor zu Bett gebracht; im Nebenzimmer schnarcht seine Kinderfrau leise, träumt von Seife und Lilien und hohen Gläsern mit warmer, frischer Milch. Aber irgendetwas hat das Mädchen geweckt. Vorsichtig setzt es sich auf, rutscht über das saubere weiße Laken, stellt die blassen, schmalen Füße auf den Holzboden.

Kein Mond steht am Himmel, den es anschauen oder der ihm Licht spenden könnte, und doch fühlt es sich zum Fenster hingezogen. Das blasige Glas ist kalt; das Mädchen spürt das Flirren der eiskalten Nachtluft, als es auf das halbhohe Bücherregal mit den ausrangierten Kinderbüchern klettert, den Opfern seiner Ungeduld, erwachsen und flügge zu werden. Es zieht das Nachthemd über die blassen Beine und legt das Kinn in die Mulde, die sich zwischen den Knien bildet.

Die Welt ist da draußen, Menschen bewegen sich darin wie Aufziehpuppen.

Ds alles will es sich demnächst mit eigenen Augen ansehen. Zwar sind alle Türen in diesem Schloss mit schweren Schlössern und die Fenster mit Riegeln versehen, aber sie dienen dazu, den dort draußen nicht hereinzulassen, nicht dazu, das Mädchen festzuhalten.

Der dort draußen.

Das Mädchen hat Geschichten über ihn gehört. Er *ist* eine

Geschichte. Er ist eine alte Legende, und die Riegel und Schlösser sind Überreste einer Zeit, als die Menschen noch an solche Dinge glaubten. An Gerüchte über Ungeheuer in Schlossgräben, die auf der Lauer lagen, um Jagd auf schöne Jungfrauen zu machen. Über einen Mann, dem vor langer Zeit ein Unrecht getan wurde und der immer und immer wieder auf Rache sinnt.

Aber das kleine Mädchen – es würde finster dreinblicken, wenn es wüsste, dass man es so bezeichnet – fürchtet sich nicht mehr vor den Ungeheuern und Märchen seiner Kindheit. Es ist unruhig. Es ist ein Kind der modernen Zeit und es ist auch nicht mehr klein und es will endlich fort. Dieses Fenster, diese Burg können ihm nichts mehr bieten, aber vorerst muss es sich damit begnügen, und so schaut es niedergeschlagen hinaus.

Da draußen, in der Ferne, im Tal zwischen den Hügeln, sinkt das Dorf in den Schlaf. Ein dumpf rumpelnder Zug, der letzte an diesem Abend, kündigt seine Ankunft an: ein einsamer Ruf, der unbeantwortet bleibt. Der Bahnhofswärter mit Schirmmütze stolpert heraus, um die Kelle zu heben. Im nahe gelegenen Wald begutachtet ein Wilderer seine frisch erlegte Beute und träumt davon, nach Hause ins Bett zu kommen, während am Dorfrand, in einer Hütte, wo die Farbe von den Wänden abblättert, ein Neugeborenes weint.

Vollkommen gewöhnliche Vorkommnisse in einer Welt, wo alles einen Sinn ergibt. Wo man Dinge sieht, wenn sie da sind, und Dinge, die nicht da sind, allenfalls vermisst. Eine ganz andere Welt als die, in der das Mädchen erwacht ist.

Denn dort unten, ganz nahe bei dem Mädchen, das seinen Blick in die Ferne schweifen lässt, geschieht etwas.

Der Graben hat angefangen zu atmen. Tief, tief unten im Schlamm schlägt das nasse Herz des begrabenen Mannes. Ein leises Geräusch wie das Stöhnen des Windes steigt aus den Tie-

fen auf und vibriert dicht über der Oberfläche. Das Mädchen hört es, nein, es spürt es, denn die Fundamente des Schlosses sind eins mit dem Schlamm, und das Stöhnen dringt durch die Steine, die Mauern empor, Stockwerk für Stockwerk und unmerklich durch das Bücherregal, auf dem es sitzt. Ein einst heiß geliebtes Buch fällt um, und das Mädchen im Turm erschrickt.

Der Modernmann öffnet ein Auge. Verschlagen blickt es hin und her. Denkt er in diesem Augenblick an seine verlorene Familie? An die hübsche, zierliche Frau und die beiden kleinen, wohlgenährten Kinder, die er zurückgelassen hat? Oder gehen seine Gedanken noch weiter zurück, zu den Tagen seiner Kindheit, als er mit seinem Bruder über die Wiesen, durch das hohe Gras lief? Oder denkt er vielleicht an die andere Frau, die ihn vor seinem Tod liebte? An ihre Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten, an ihre Weigerung, seine Weigerung hinzunehmen, was den Modernmann am Ende alles gekostet hat ...

Etwas verändert sich. Das Mädchen spürt es und fröstelt. Legt eine Hand an die eisige Fensterscheibe, wo sie auf dem feuchten Film einen sternförmigen Abdruck hinterlässt. Die Geisterstunde ist angebrochen, auch wenn das Mädchen nicht weiß, dass man sie so nennt. Jetzt ist niemand mehr da, der ihm helfen kann. Der Zug ist fort, der Wilddieb kuschelt sich an seine Frau, und selbst das Neugeborene schläft und hat es aufgegeben, der Welt mitzuteilen, was es weiß.

Im Schloss ist nur das Mädchen am Fenster wach. Die Kinderfrau hat aufgehört zu schnarchen, und sie atmet so leicht, dass man meinen könnte, sie sei erfroren. Auch die Vögel im Wald sind still, sie haben die Köpfchen unter die zitternden Flügel gesteckt und die Augen zu dünnen, grauen Linien geschlossen, um nicht sehen zu müssen, was sich da nähert.

Nur das Mädchen ist wach. Und der Mann, der im Schlamm

erwacht ist. Sein Herz pumpt jetzt schneller, denn seine Zeit ist gekommen, und sie ist kurz bemessen. Er bewegt seine Hand- und Fußgelenke und steigt aus seinem schlammigen Bett.

Sieh nicht hin. In Gottes Namen, schau dir nicht an, wie er durch die Oberfläche bricht, wie er aus dem Graben steigt, wie er sich auf dem schwarzen, nassen Ufer aufrichtet, die Arme streckt und Luft holt. Wie er sich erinnert, wie es sich anfühlt zu atmen, zu lieben, zu leiden.

Schau dir lieber die Gewitterwolken an. Selbst in der Dunkelheit kannst du sie kommen sehen. Wütende, wie Fäuste geballte Wolken, die sich übereinanderwälzen und miteinander ringen, bis sie sich direkt über dem Turm vereinen. Bringt der Modernmann das Gewitter oder das Gewitter den Modernmann? Niemand weiß es.

In seinem Zimmer neigt das Mädchen den Kopf, als die ersten, zögernden Tropfen gegen die Fensterscheibe und seine Hand klatschen. Es war ein schöner Tag, nicht zu heiß, der Abend war kühl. Nichts deutete auf mitternächtlichen Regen hin. Am nächsten Morgen werden die Leute sich über die feuchte Erde wundern, sie werden sich am Kopf kratzen, einander anlächeln und sagen: Das ist ja ein Ding! Und wir sind nicht einmal wach geworden!

Aber sieh nur! Was ist das? Eine unförmige Gestalt klettert an der Turmmauer hoch. Sie klettert schnell und geschickt, wie es eigentlich unmöglich ist. So ein Kunststück kann doch kein Mensch vollbringen!

Die Gestalt erreicht das Fenster des Mädchens. Zwei Augen vor seinen Augen. Das Mädchen sieht sie durch das blasige Glas, durch den Regen, der jetzt in Strömen fällt, sieht ein schlammbedecktes, abscheuliches Geschöpf. Das Mädchen öffnet den Mund, um zu schreien, um Hilfe zu rufen, aber genau in diesem Moment verwandelt sich die Szene.

Er verwandelt sich. Durch die Schlammschichten, durch Generationen von Finsternis und Wut und Trauer sieht das Mädchen das menschliche Gesicht. Das Gesicht eines jungen Mannes. Ein vergessenes Gesicht. Ein Gesicht voller Sehnsucht und Traurigkeit und Schönheit. Und ohne nachzudenken öffnet es das Fenster. Um ihn einzulassen, damit er vor dem Regen geschützt ist.

Raymond Blythe,
Die wahre Geschichte vom Modernmann, Prolog

Teil eins

Ein verlorener Brief findet seinen Bestimmungsort

1992

Es begann mit einem Brief. Ein Brief, der lange verschollen war, der ein halbes Jahrhundert überdauert hatte, heiße Sommer und kalte Winter, in einem vergessenen Postbeutel auf dem dämmrigen Dachboden eines unscheinbaren Hauses in Bermondsey. Ich muss manchmal daran denken, an diesen Postbeutel, an die Hunderte von Liebesbriefen, Lebensmittelrechnungen, Geburtstagskarten, Kinderbriefen an die Eltern, die dort beieinanderlagen, bebten und seufzten, während ihre nie angekommenen Botschaften im Dunkeln flüsterten. Wie sie darauf warteten und warteten, dass jemand sie fand. Denn es heißt, dass ein Brief immer einen Leser sucht, dass Worte, ob es einem gefällt oder nicht, es an sich haben, den Weg ans Licht zu finden, ihre Geheimnisse preiszugeben.

Aber ich werde sentimental – eine Angewohnheit aus der Zeit, als ich mit einer Taschenlampe Romane aus dem neunzehnten Jahrhundert las, während meine Eltern glaubten, ich schlief. Eigentlich wollte ich sagen: Merkwürdig – hätte Arthur Tyrell an jenem Heiligabend 1941 nicht einen oder zwei Grog zu viel getrunken und wäre er nicht nach Hause gegangen und betrunken eingeschlafen, anstatt die Post auszutragen, hätte der Postbeutel nicht all die Jahre unbemerkt auf seinem

Dachboden gelegen, bis Arthur Tyrell fünfzig Jahre später starb und eine seiner Töchter den Beutel fand und bei der *Daily Mail* anrief, dann wäre vielleicht alles ganz anders gekommen. Für meine Mutter, für mich und vor allem für Juniper Blythe.

In allen Zeitungen und in den Fernsehnachrichten wurde darüber berichtet. *Channel 4* hat sogar eine Sondersendung gebracht, in der einige der Empfänger über ihren Brief sprechen sollten, über die Stimme aus der Vergangenheit, die so unerwartet zu ihnen sprach. Da war eine Frau, deren Verlobter damals bei der Royal Air Force gewesen war, und dann dieser Mann mit der Geburtstagskarte von seinem Sohn, der evakuiert worden und eine Woche später von einem Bombensplitter getötet worden war. Es war eine gute Sendung, fand ich – teilweise sehr rührend, mit manchmal kuriosen, manchmal traurigen Geschichten, das Ganze angereichert mit Originalaufnahmen aus dem Krieg. Ein paarmal musste ich sogar weinen, was allerdings nicht viel heißen will, denn ich habe ziemlich nah am Wasser gebaut.

Meine Mutter hat bei der Sendung nicht mitgemacht. Man hatte sie angerufen und gefragt, ob in ihrem Brief etwas stand, was sie gern mitteilen wollte, aber sie hatte Nein gesagt, es habe sich nur um eine ganz gewöhnliche Bestellbestätigung von einem Bekleidungsgeschäft gehandelt, das es längst nicht mehr gebe. Aber das stimmte nicht. Das weiß ich, weil ich zufällig da war, als der Brief kam. Ich habe ihre Reaktion auf den Brief miterlebt, und die war alles andere als gewöhnlich.

Es war an einem Morgen Ende Februar, der Winter machte uns noch ordentlich zu schaffen, die Blumenbeete waren gefroren, und ich war gekommen, um meiner Mutter bei der Zubereitung des Sonntagsmahls zu helfen. Ich mache das hin und wieder, weil meine Eltern sich darüber freuen – obwohl es für gewöhnlich Hühnchen gibt und ich Vegetarierin bin und ge-

nau weiß, dass meine Mutter irgendwann im Lauf der Mahlzeit ein sorgenvolles Gesicht aufsetzt, bis sie es nicht mehr aushalten kann und anfängt, mir Vorträge über Proteinmangel und Anämie zu halten.

Ich stand gerade an der Spüle und schälte Kartoffeln, als der Brief durch den Schlitz in der Haustür fiel. Normalerweise kommt sonntags keine Post, und das hätte uns gleich auffallen sollen, aber das tat es nicht. Ich selbst war viel zu sehr damit beschäftigt, mir zu überlegen, wie ich meinen Eltern beibringen sollte, dass Jamie und ich uns getrennt hatten. Seitdem waren schon zwei Monate vergangen, und irgendwann würde ich ihnen reinen Wein einschenken müssen, aber je länger ich es vor mir herschob, desto schwerer fiel es mir. Und ich hatte meine Gründe, warum ich nichts sagte: Meine Eltern waren Jamie gegenüber von Anfang an skeptisch gewesen. Außerdem können sie nicht gut mit Problemen umgehen, und meine Mutter würde sich noch mehr Sorgen machen, wenn sie hörte, dass ich jetzt allein in unserer Wohnung lebte. Aber vor allem fürchtete ich mich vor dem unausweichlichen, peinlichen Gespräch, das auf meine Eröffnung folgen würde. Zu sehen, wie sich im Gesicht meiner Mutter zuerst Verwunderung, dann Entgeisterung und schließlich Resignation spiegeln würde, wenn sie feststellte, dass von ihr als Mutter jetzt irgendeine Art von Trost erwartet würde ...

Aber zurück zu dem Brief. Das Geräusch von etwas, das durch den Briefschlitz geschoben wurde und leise zu Boden fiel.

»Edie, kannst du mal nachsehen?«, sagte meine Mutter.

Sie deutete mit einer Kinnbewegung in Richtung Flur und gestikulierte mit der Hand, die sich nicht im Innern des Hühnchens befand.

Ich legte die Kartoffel weg, wischte mir die Hände an einem Geschirrtuch ab und ging die Post holen. Es war nur ein einzel-

ner Brief, der auf der Fußmatte lag: ein offizieller Umschlag der Post, dessen Inhalt als »Nachsendung« deklariert wurde. Ich las meiner Mutter die Aufschrift vor, als ich in die Küche kam.

Sie hatte das Hühnchen fertig gefüllt und war gerade dabei, sich die Hände abzutrocknen. Stirnrunzelnd, eher aus Gewohnheit als aus Besorgnis, nahm sie den Brief entgegen und klaubte ihre Lesebrille von dem Kürbis in der Obstschale. Sie betrachtete den Postaufdruck und begann, den äußeren Umschlag zu öffnen.

Ich hatte mich wieder dem Kartoffelschälen zugewandt, eine Aufgabe, die mir im Moment dringlicher erschien, als meine Mutter beim Öffnen der Post zu beobachten, deswegen habe ich leider ihr Gesicht nicht gesehen, als sie den kleineren Umschlag hervorzog, das dünne Notpapier sah und die alte Briefmarke, als sie den Brief umdrehte und den Absender auf der Rückseite las. Aber seitdem habe ich mir oft vorgestellt, wie die Farbe aus ihrem Gesicht wich, wie ihre Finger zu zittern begannen, sodass es mehrere Minuten dauerte, ehe sie in der Lage war, den Umschlag aufzureißen.

Was ich mir nicht vorzustellen brauche, ist das Geräusch. Das entsetzte, kehlige Keuchen, gefolgt von heiserem Schluchzen, das so plötzlich kam, dass mir das Schälmesser abrutschte und in den Finger schnitt.

»Mum?« Ich ging zu ihr und legte ihr einen Arm um die Schultern, wobei ich darauf achtete, dass kein Blut auf ihr Kleid tropfte. Aber sie sagte nichts. Sie konnte es nicht, erzählte sie mir später, nicht in diesem Augenblick. Sie stand stocksteif da, und Tränen liefen ihr über die Wangen, während sie sich den Umschlag an die Brust drückte, einen seltsamen kleinen Umschlag aus so dünnem Papier, dass ich den gefalteten Brief darin erkennen konnte. Dann, nachdem sie ein paar wirre Anweisungen zu dem Hühnchen, dem Ofen und den Kartoffeln

erteilt hatte, ging sie nach oben und verschwand in ihrem Schlafzimmer.

In der Küche wurde es bedrückend still, nachdem meine Mutter fort war, und ich schlich nur noch auf Zehenspitzen herum. Meine Mutter weint nicht leicht, aber dieser Augenblick – ihr Schreck und der Schock, den er bei mir auslöste – kam mir vage bekannt vor, als hätte ich dasselbe schon einmal erlebt.

Nach einer Viertelstunde, in der ich die Kartoffeln zu Ende geschält hatte, die Möglichkeiten durchgegangen war, wer der Absender des Briefs sein könnte, und mich gefragt hatte, wie ich mich verhalten sollte, klopfte ich schließlich an ihre Tür und fragte sie, ob sie eine Tasse Tee wolle. Sie hatte inzwischen die Fassung wiedergewonnen, und wir setzten uns einander gegenüber an den kleinen Resopaltisch in der Küche. Während ich so tat, als würde ich nicht bemerken, dass sie geweint hatte, begann sie zu sprechen.

»Ein Brief«, sagte sie, »von jemandem, den ich vor langer Zeit mal gekannt habe. Als ich zwölf, dreizehn Jahre alt war.«

Ein Bild fiel mir ein, an das ich mich dunkel erinnerte, ein Foto, das auf dem Nachttisch meiner Großmutter gestanden hatte, als sie im Sterben lag. Drei Kinder, das jüngste meine Mutter, ein Mädchen mit kurzem, dunklen Haar, das im Vordergrund auf etwas hockte. Seltsam, ich hatte Gott weiß wie oft am Bett meiner Großmutter gesessen und konnte mich doch nicht an das Gesicht des Mädchens erinnern. Vielleicht interessieren sich Kinder ja erst dann dafür, wer ihre Eltern vor ihrer Geburt waren, wenn etwas passiert, das mit der Vergangenheit zu tun hat. Ich trank meinen Tee und wartete darauf, dass meine Mutter fortfuhr.

»Ich glaube, ich habe dir nicht viel über diese Zeit erzählt, nicht wahr? Über die Zeit im Krieg, im Zweiten Weltkrieg. Es

war eine schreckliche Zeit, all die Aufregung und die Zerstörung. Es schien ...« Sie seufzte. »Na ja, es schien, als würde die Welt nie wieder normal werden. Als wäre sie aus dem Gleichgewicht geraten und nichts könnte sie wieder ins Lot bringen.« Sie legte ihre Hände um ihre dampfende Tasse und schaute hinein.

»Meine Familie – Mum, Dad, Rita, Ed und ich –, wir wohnen in einem kleinen Reihnhaus in der Barlow Street, im Stadtteil Elephant and Castle, und am Tag nachdem der Krieg ausgebrochen war, wurden wir Kinder in Schulen gesammelt, zum Bahnhof gebracht und in den Zug gesetzt. Das werde ich nie vergessen, wie wir in Reih und Glied zum Bahnhof marschierten, mit Namensschildern und Gasmasken und unseren Taschen, und wie die Mütter, denen es nicht geheuer war, dass wir fortgeschickt wurden, die Straße heruntergerannt kamen und dem Wachmann zuriefen, er solle ihre Kinder freilassen, und wie sie dann den älteren Geschwistern zuriefen, sie sollten auf die jüngeren achtgeben und sie nicht aus den Augen lassen.«

Eine Weile kaute sie auf ihrer Unterlippe, während sie das alles in ihrer Erinnerung noch einmal durchlebte.

»Du hast bestimmt große Angst gehabt«, sagte ich. In unserer Familie berührte man sich nie viel, sonst hätte ich vielleicht ihre Hand genommen.

»Anfangs ja.« Sie blickte auf und schaute mich an, dann nahm sie die Brille ab und rieb sich die Augen. Ohne ihre Brille wirkte sie verletzlich, ungeschützt, wie ein kleines, nachtaktives Tier, das vom Tageslicht verwirrt ist. Ich war froh, als sie die Brille wieder aufsetzte und fortfuhr. »Ich war noch nie von zu Hause weg gewesen, hatte noch nie eine Nacht getrennt von meiner Mutter verbracht. Aber meine älteren Geschwister waren ja bei mir, und als wir im Zug saßen und eine der Lehrerinnen Schokoladenriegel verteilte, wurde die Stimmung gelöst,

und wir kamen uns beinahe vor wie auf einer Abenteuerreise. Kannst du dir das vorstellen? Es war Krieg, aber wir sangen Lieder und aßen Birnen aus Dosen und spielten ›Ich sehe was, was du nicht siehst‹. Kinder sind sehr belastbar, manche regelrecht gefühllos.

Irgendwann kamen wir in einer Stadt namens Cranbrook an. Dort wurden wir in kleineren Gruppen auf Busse verteilt. Der Bus, in dem meine Geschwister und ich saßen, brachte uns zu einem Dorf namens Milderhurst, wo wir in Zweierreihen zu einem Haus mit einem großen Saal marschierten. Ein paar Frauen aus dem Dorf erwarteten uns bereits mit einem eingefrorenen Lächeln und mit Listen in der Hand. Wir mussten uns in Reihen aufstellen, während die Leute umherliefen und ihre Wahl trafen.

Die Kleinen gingen schnell weg, vor allem die hübschen. Ich nehme an, die Leute dachten, dass sie mit denen weniger Arbeit haben würden, dass sie nicht so stark den Geruch von London an sich hätten.« Sie lächelte schief. »Die haben ihren Irrtum schnell eingesehen.

Mein Bruder wurde gleich zu Anfang ausgewählt. Er war groß und kräftig für sein Alter, und die Bauern brauchten dringend Helfer. Kurz darauf wurde Rita zusammen mit ihrer Schulfreundin mitgenommen.«

Ich konnte nicht mehr an mich halten. Ich nahm die Hand meiner Mutter. »Ach, Mum.«

»Schon gut«, sagte sie, zog ihre Hand weg und gab mir einen Klaps auf die Finger. »Ich war nicht die Letzte. Es waren noch andere da. Zum Beispiel ein kleiner Junge mit fürchterlichem Hautausschlag. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist, aber er stand immer noch in dem Saal, als ich ging.

Weißt du, später habe ich noch jahrelang angeschlagenes Obst gekauft, wenn ich es im Geschäft in die Hand genommen

hatte. Ich konnte mich nicht dazu überwinden, es erst von allen Seiten zu prüfen und dann wieder zurückzulegen, wenn ich sah, dass es Stellen hatte.«

»Aber irgendwann wurdest du mitgenommen.«

»Ja, irgendwann wurde ich mitgenommen.« Sie sprach plötzlich ganz leise und nestelte an etwas in ihrem Schoß herum. »Sie kam ziemlich spät. Der Saal war schon fast leer, die meisten Kinder waren fort, und die freiwilligen Helferinnen waren schon dabei, die Teetassen wegzuräumen. Ich hatte angefangen zu weinen, aber so, dass es niemand merkte. Dann plötzlich rauschte *sie* herein, und der ganze Saal, selbst die Luft wirkte wie verwandelt.«

»Verwandelt?« Ich zog die Nase kraus und dachte an diese Szene in *Carrie*, wo die Elektrik explodiert.

»Es ist schwer zu erklären. Hast du es schon mal erlebt, dass jemand sofort eine bestimmte Atmosphäre verbreitet, wohin er auch kommt?«

Vielleicht. Ich hob die Schultern. Meine Freundin Sarah ist eine Frau, nach der sich alle umdrehen, wenn sie auftaucht, nicht unbedingt ein atmosphärisches Phänomen, aber dennoch ...

»Nein, natürlich kennst du das nicht. Es klingt ja auch albern ... Was ich meine, ist, dass sie anders war, so ... Ach, ich weiß nicht. Einfach anders. Schön auf eigenartige Weise, langes Haar, große Augen, mit denen sie sich wild umsah. Aber nicht nur das machte sie auffällig. Sie war damals erst siebzehn, im September 1939, aber die anderen Frauen wirkten wie eingeschüchtert.«

»Ehrfurchtsvoll?«

»Ja, ich glaube, so kann man es sagen, ehrfurchtsvoll. Sie waren überrascht, sie zu sehen, und unsicher, wie sie sich verhalten sollten. Irgendwann hat eine der Frauen ihre Sprache

wiedergefunden und gefragt, ob sie behilflich sein könne, aber die junge Frau wedelte nur mit ihren langen Fingern und sagte, sie sei gekommen, um ihre Evakuierte abzuholen. Genau das hat sie gesagt – nicht *eine* Evakuierte, sondern *ihre* Evakuierte. Ich saß auf dem Boden, und sie ist direkt auf mich zugekommen. »Wie heißt du?«, wollte sie wissen, und als ich ihr meinen Namen nannte, hat sie mich angelächelt und gemeint, ich müsste doch bestimmt müde sein nach der langen Fahrt. »Möchtest du gern mitkommen und bei mir wohnen?«, fragte sie dann, und ich habe genickt, das nehme ich jedenfalls an, denn daraufhin hat sie sich zu der Frau umgedreht, die vorher so resolut aufgetreten war, der mit der Liste, und hat ihr erklärt, sie würde mich mitnehmen.«

»Wie hieß sie?«

»Blythe«, sagte meine Mutter, einen kaum wahrnehmbaren Schauer unterdrückend. »Juniper Blythe.«

»Und der Brief war von ihr?«

Meine Mutter nickte. »Sie hat mich zu ihrem Auto geführt, einem Luxusgefährt, wie ich es noch nie gesehen hatte, und ist mit mir zu dem Haus gefahren, wo sie zusammen mit ihren beiden älteren Schwestern lebte, Zwillingen. Es ging durch ein schmiedeeisernes Tor über eine gewundene Zufahrt zu einem riesigen, prächtigen Bau, der sich mitten in einem Wald befand. Schloss Milderhurst.«

Es war ein Name wie aus einem Schauerroman, und mich befiel ein leichtes Frösteln bei der Erinnerung an das Schluchzen meiner Mutter, als sie den Namen der Frau auf der Rückseite des Briefs gelesen hatte. Ich hatte schon alle möglichen Geschichten über evakuierte Kinder und merkwürdige Vorfälle gehört, und ich fragte mit tonloser Stimme: »War es unheimlich?«

»Nein, überhaupt nicht. Kein bisschen unheimlich. Ganz im Gegenteil.«



Kate Morton

Die fernen Stunden

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 720 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-453-29094-5

Diana

Erscheinungstermin: Dezember 2010

Ein geheimnisvoller Brief, ein verfallenes Schloss, eine unerfüllte Liebe

Es beginnt mit einem verloren geglaubten Brief. Ein halbes Jahrhundert hat er darauf gewartet, gelesen zu werden. Die Suche nach dem Absender führt die junge Edie nach Milderhurst Castle, wo seit Jahrzehnten die exzentrischen Blythe-Schwestern leben. Als Edie das verfallene Schloss betritt, beginnt sie zu ahnen, dass hinter den alten Mauern der Schlüssel zur rätselhaften Vergangenheit ihrer Mutter liegt.

London 1939: Als die ersten Bomben auf die Stadt fallen, befindet sich die zwölfjährige Meredith mit einer Gruppe evakuierter Kinder auf dem Weg nach Kent, wo sie Zuflucht bei einer fremden Familie findet. Staunend und eingeschüchtert zieht sie auf das herrschaftliche Milderhurst Castle, wo die siebzehnjährige Juniper mit ihren Zwillingsschwestern und ihrem Vater, dem bekannten Schriftsteller Raymond Blythe, lebt. Sie taucht ein in eine Welt der Geschichten und der Fantasie — bis etwas geschieht, das das Leben des Mädchens für immer verändert. Nie ist sie nach Milderhurst zurückgekehrt, doch das Auftauchen eines lange verschollenen Postsacks führt ihre Tochter Edie auf die Spur einer geheimnisvollen Vergangenheit. Innerhalb der düsteren Gemäuer kommt mehr ans Licht, als Edie sich je hätte vorstellen können. Damals geriet auch die Welt der jungen Juniper Blythe aus den Angeln, doch vielleicht ist es noch nicht zu spät, Vergangenheit und Gegenwart miteinander zu versöhnen.

Wieder erschafft Kate Morton eine Welt voller Zauber und Geheimnisse, die einen bis zur letzten Seite fesselt.